

stischen Besatzer. Man mußte sich dem vom Krieg geforderten Lebensstil anpassen, der nun schon 4 Jahre währte. Unterkunft und Ernährung waren zwei große Probleme. Die Ausgangssperre am Abend und die ständigen Razzien auf den Straßen und in den Häusern zwängen zu einer ununterbrochenen, nervenzehrenden Wachsamkeit.

Ich war kaum in Marseille angekommen, als in einem Café, wo ich mit anderen italienischen Genossen saß, zwei Gendarmen unsere Ausweise kontrollierten. Ich weiß nicht, ob sie nur wenig Spürsinn besaßen oder ebenfalls der Résistance angehörten. Ich weiß, daß wir vier Ausländer, alle aus verschiedenen Orten stammend, den Verdacht selbst des stumpfsinnigsten Polizisten hätten erregen müssen. Aber sie fragten uns nichts und gingen, wie sie gekommen waren. Aber würde es immer so sein?

Razzien der Deutschen fanden mitten in der Nacht statt, und Haus für Haus wurde durchsucht. Im Hafenviertel, in dem die Kontrolle in dem Labyrinth von Straßen und Gäßchen unmöglich war, wendeten die Deutschen eine schnelle Lösung an: Sie evakuierten die ganze Bevölkerung und zerstörten alles. Die Gruppe der FTP, der ich angehörte, bestand nur aus Ausländern. Es waren wenige, aber sie waren äußerst kühn. Einige gut vorbereitete Anschläge hatten Schrecken unter den Deutschen verbreitet. Ein Angriff mit Handgranaten auf ein deutsches Kommando und verschiedene Operationen an anderen Punkten der Stadt ließen an die Existenz einer ausgedehnten und mächtigen Militärorganisation glauben und hatten zu außergewöhnlichen Maßnahmen der Wachsamkeit und zu Repressalien geführt.

Aber meine Mitwirkung an diesen Unternehmen in Marseille war nicht von Dauer. Wenige Tage später teilte man mir mit, daß ich nach Italien abreisen sollte. Ich nahm die Nachricht mit großer Freude auf und hielt mich zur Abreise bereit.

Rückkehr nach Italien

Unter den vielen Ereignissen in meinem Leben nimmt diese Zeit einen besonderen Platz ein. Dabei waren es keine außergewöhnlichen Aktionen, die etwa besonderen Mut erfordert hätten. Nein, es ist eine einfache Geschichte, die ich auch in wenigen Worten zusammenfassen könnte. Von Frankreich aus überschritt ich im oberen Savoyen die Grenze und betrat Schweizer Boden, in der Schweiz überquerte ich die Grenze im Kanton Tessin und gelangte nach Italien. Das ist alles. Aber für diesen Weg benötigte ich über zwei Monate!

Es war im Dezember 1943, als ich von Marseille nach Lyon reiste. Die Genossen besorgten mir einen langen, schäbigen schwarzen Mantel, der mir fast bis zu den Füßen reichte und weit war wie ein Cape. Ich hätte mit Erfolg als Clown in einem Zirkus auftreten können. Um unbemerkt zu bleiben, war das nicht übel, aber ich erschien mir lächerlich. Ich konnte jedoch auf diesen Mantel nicht verzichten, denn es war sehr kalt. Ich kam wohlbehalten in Lyon an und konnte dort übernachten. Einen Tag später fuhr ich mit Genossen Cesare Marcucci, der ebenfalls in die Schweiz wollte, um die dorthin geflüchteten italienischen Genossen zu sammeln, mit dem Zug nach Annemasse, einer kleinen französischen Stadt fast an der Schweizer Grenze. Dort führte uns die Genossin Maria Bergamini. Ihre Tätigkeit, die wie die von so vielen Genossinnen im dunkeln geblieben ist, war in jenen Jahren der grausamen faschistischen Unterdrückung nicht hoch genug einzuschätzen. Der Bruder der Genossin Bergamini, Edmond, wurde am 22. August 1944 in Albi in Frankreich erschossen. Ihr Vater Francesco mußte nach einem dem antifaschistischen Kampf gewidmeten Leben unter Scelba 6 Jahre Haft verbüßen.

Die Züge wurden im Grenzgebiet äußerst streng überwacht, ebenso der Ort Annemasse, da in den nahen Bergen von Savoyen

starke Partisanenkräfte operierten. Das »Rendezvous« mit den Genossen von Annemasse war mit entsprechenden Erkennungszeichen in der Bahnhofsgaststätte vereinbart worden, einem kleinen Raum, in dem eine fremde Person leicht festzustellen war. Wir saßen ein paar Stunden an einem kleinen Tisch und warteten auf die französischen Genossen. Ein Wahnsinn, gemessen an unserer Erfahrung und unseren Kriterien der illegalen Arbeit. Aber die Franzosen waren nicht wie wir, und sie hatten nicht Jahre illegalen Lebens hinter sich. Das schlimmste war, daß im selben Lokal, während deutsche Soldaten kamen und gingen, mehrere Genossen mit verdächtiger Miene miteinander sprachen und schließlich sogar Pistolen austauschten. Wir schauten entsetzt diese Männer an, die so arglos mit ihrem Leben und mit dem der anderen spielten.

Als schließlich die Verbindungsleute kamen und uns abholten, brachten sie uns auf den Dachboden eines Hauses, in dem ein von der Polizei streng überwachter Genosse wohnte. Das sagten sie uns mit der größten Selbstverständlichkeit. Sie erläuterten uns, wie unser Grenzübergang erfolgen sollte. Als die Nacht hereinbrach, begleiteten sie uns zum Bahnhof, jenseits der Gleise. Wir verbargen uns in den Feldern in einer Bodensenke und warteten auf die Abfahrt des Postzuges von Annemasse nach Genf. Wir sollten, sobald sich die Lokomotive in Bewegung setzte, aus unserem Versteck hervorkommen, über die Gleise rennen, auf die Lok springen und uns dann dem Schicksal anvertrauen. Konnte man 50 Meter ohne Deckung überwinden, ohne von den Deutschen gesehen zu werden, die den Bahnhof überwachten?

Um uns im Moment des Sprunges auf die Lokomotive zu decken, öffnete der Lokomotivführer die Dampfventile und verbreitete eine dichte Wolke ringsum. Aber in dem Augenblick flammten Lichter auf und erleuchteten die Gleise des Bahnhofs, die bis dahin in völligem Dunkel gelegen hatten. Mich schauderte. Bei solchem Licht kann man nicht fliehen, man entdeckt uns bestimmt! Wir sprangen trotzdem aus unserem Loch auf, so wie man aus einem Schützengraben vorstürmt. Wir liefen gebeugt, nur mit einer kleinen Tasche unter dem Arm. Unbehelligt erreichten wir schließlich die bereits fahrende Lokomotive, klammerten uns an zwei robuste Arme, die uns hinaufzogen, und warfen uns auf den Kohlehaufen. Dann deckte der Heizer uns mit Kohle zu, und die Reise begann.

An der Grenze Kontrolle durch die deutschen und die Schweizer Gendarmen. Unter der Kohle suchten sie nicht. Ein Pfiff, und

es ging weiter. Als wir aus dem Kohlehaufen hervorkrochen, schauten uns die Eisenbahner lächelnd und zufrieden an. Sie freuten sich, daß sie den Deutschen, den »Boches«, wie sie sie nannten, einen Streich gespielt hatten. Und dafür riskierten sie ihr Leben.

Auf Schweizer Territorium, hier herrschte kein Krieg, hier gab es keine Deportationen, keine Massaker. Hier lebte man in Frieden, während ganz Europa von Eisen und Feuer überzogen war. An einer bestimmten Stelle verlangsamte die Lokomotive ihr Tempo, wir warfen uns hinaus, rollten die Böschung hinunter und landeten in einer Wiese. Von weitem grüßten wir unsere französischen Eisenbahner noch einmal und schauten dem kleinen Zug nach, der sich im ersten schwachen Tageslicht entfernte. Entsprechend den Anweisungen gingen wir dann auf ein Eisenbahnerhäuschen zu, in dem wir den Mann treffen sollten, der uns bei der Weiterreise helfen würde.

Wir überquerten eine lange Eisenbrücke, und nach ein paar hundert Metern sahen wir das Häuschen. Alles hatte perfekt funktioniert, zumindest glaubten wir das. Wir traten ein und stellten uns einem Mädchen vor, das uns verwundert anschaute. Wo war der Bahnwärter, der uns erwarten sollte? Nach kurzem Zögern erklärte uns das Mädchen, daß wir uns geirrt hätten, daß das Häuschen, zu dem wir gehen sollten, nicht auf dieser, sondern auf der anderen Seite der Brücke läge, die aber immer von der Schweizer Garde überwacht würde. Wir hätten Glück, daß wir über die Brücke gekommen seien, ohne angehalten zu werden. Eine Erklärung dafür gab es nicht. Vielleicht schlief die Wache oder war gerade in dem Moment weggegangen.

Kurz darauf traf doch der Vater des Mädchens ein, der uns vergebens in dem anderen Bahnwärterhäuschen erwartet hatte. Fragen, Verwunderung und dann ein fabelhafter Kaffee aus echten Kaffeebohnen und mit Milch. Wenn ich jetzt daran denke, läuft mir immer noch das Wasser im Munde zusammen: das Aroma, der unbeschreibliche und seit Jahren entbehrte Geschmack gaben mir das Gefühl, vom Nektar der Götter gekostet zu haben.

Mit Hilfe des Bahnwärters erreichten wir Genf und wurden von einem Genossen in seinem Haus aufgenommen, das in meinen Augen, die an Baracken und Zellen gewöhnt waren, prächtig erschien. Für eine Nacht fiel ich in einen erquickenden Schlaf, ohne die Angst, von der Polizei oder durch einen Bombenangriff geweckt zu werden.

Genf war wunderbar. Eine Stadt, die Frieden genoß. Für denjenigen, der aus der blutigen Welt des Krieges kam, war es eine ruhige und erholsame Oase. Aber meine Gedanken gingen nach Italien. Ich war unruhig, denn der Friede, der mich umgab, herrschte nicht in mir. Jeder Tag, den ich fern von meinem Land verbrachte, war ein fehlender Tag für den Kampf. Wir reisten ab: nach Locarno.

In Locarno wurden wir in einem kleinen Hotel einquartiert, warteten auf unsere Ausweise. Das Warten zog sich länger hin, als es die pessimistischste Vorhersage ahnen ließ. Es vergingen Tage und Wochen. Ein Protest nützte nichts. Ich verbrachte die Tage mit Lesen und ging am Abend in meinem weiten Übermantel aus, wobei ich mich fern von den Gendarmen hielt. Aber ich hatte auch hier Freunde. Ich lernte einen alten italienischen Genossen kennen, politischer Emigrant seit den ersten Jahren des Faschismus, äußerst sympathisch, großzügig, bei allen und überall bekannt. Er hieß Gentina.

Nach etwa 20 Tagen schickten mich die Genossen nach Melide zum Genossen Bianchi, einem kleinen Händler, der ein Stück Land am Berg besaß. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, dieses felsige Gelände in einen großen Obstgarten zu verwandeln, teilweise war ihm das bereits gelungen. Er schleppte über Hunderte von Metern äußerst schwere Steine, die ihm dazu dienten, lange Mauern zu bauen und somit das Land stufenförmig anzuordnen. Er schaffte Erde heran und pflanzte Zwergobstbäume köstlichster Sorten. Ich half ihm dabei und bekam durch das Schleppen der Steine wieder Muskeln. Aber ich hatte auch Zeit, noch einmal in Französisch einige Bände von Lenins Werken zu lesen, die in seiner Bibliothek standen. Schließlich trafen die Papiere ein, und es wurde beschlossen, daß ich mit zwei Genossen, Partisanen, die Medikamente nach Italien brachten, die Grenze überschreiten sollte.

Unser Weg führte über die Berge. Nach einem Tag mühsamen Aufstiegs kamen wir mitten in der Nacht zu den schneebedeckten Gipfeln, die die Schweiz von Italien trennen. Wir marschierten im hohen Schnee mit Schneegleitern unter den Füßen und waren bereits nahe der Grenze, als ein Posten vor uns auftauchte und uns mit vorgehaltenem Gewehr zum Stehenbleiben aufforderte. Er hatte uns an einer Stelle, die sonst nicht überwacht war, gestellt.

Im Grenzposten, den wir bald erreichten, beschlagnahmte man unsere Rucksäcke und das Geld, das wir in der Tasche hatten,

und brachte uns am nächsten Tag ins Gefängnis von Locarno. Es gab keine Möglichkeit, sie zu überzeugen, uns unseren Weg nach Italien fortsetzen zu lassen.

»Wir sind Partisanen und Antifaschisten, wir wollen nur nach Italien zurückkehren. Warum haltet ihr uns fest, um uns dann auszuweisen?« Nichts zu machen, Gesetz ist Gesetz. Zusätzlich mußten wir wegen versuchten Warenschmuggels eine hohe Geldstrafe zahlen, außerdem ließen uns die Schweizer noch für die Schneegleiter, die wir unter den Füßen hatten, teuer bezahlen. Sie erkühten sich, die Medikamente zu beschlagnahmen, die für die kranken und verwundeten Partisanen bestimmt waren. Diese kämpften schließlich auch für die Verteidigung ihrer Freiheit. Dann wiesen sie uns aus.

Nach etwa 14 Tagen, die ich, zusammen mit einer starken Gruppe italienischer Schmuggler im Gefängnis von Locarno verbracht hatte, wollte man mich allein über die Grenze schicken. Das hätte für mich, der ich die Gegend überhaupt nicht kannte, bedeutet, mit Sicherheit den Faschisten in die Hände zu fallen. Ich weigerte mich und setzte durch, daß ich mit den Schmugglern gehen konnte, unter denen auch meine beiden Begleiter aus der ersten Expedition waren. Der tüchtige Gentina kam zum Bahnhof, um uns zu verabschieden. Die Posten begleiteten uns ins Gebirge, bis in die Nähe der Grenze. In großer Höhe auf den schneebedeckten Gipfeln ließen sie uns laufen. Die Schmuggler, alle jung und in den Bergen aufgewachsen, marschierten so schnell, daß ich ihnen nur mit großer Mühe folgen konnte. Es waren viele Jahre vergangen, seit ich die Berge Spaniens verlassen hatte, die Entbehrungen und der Hunger des Lager- und Gefängnislebens lasteten auf mir. Auch der weite Mantel, den ich trug und über den ich stolperte, war mir eine Last. Ohne Schneegleiter sanken die Füße tief ein. Die Genossen spornten mich an, weiterzugehen, da wir vor Einbruch der Nacht den anderen Hang erreicht und die Schneezone hinter uns gelassen haben mußten. Da verließen mich die Kräfte, ich konnte mich nicht mehr aufrecht halten. Es war ein kritischer Moment. Doch es genügte mir eine kleine Pause und ein Brötchen im Magen, um den Weg fortzusetzen und bis zur Ankunft nicht mehr stehenubleiben.

Trotz allem war dieser Grenzübergang wunderbar. Wir stiegen über Berge mit ewigem Schnee, vorbei an Gletschern und Alpenseen, auf schmalen Pfaden und Überhängen an kolossalen Wänden von Bergen, die eine Wolkenmütze trugen. Ich weiß nicht mehr,

wie viele Stunden wir gingen, bis ich in der Ferne das Ossolatal erblickte, das erste Stück Italien, dem ich nach fast 10 Jahren Exil begegnete.

Es war März 1944. Wie würde ich dieses Italien nach so vielen Jahren der Abwesenheit wiederfinden? Ich hatte zehn an Ereignissen, Erfahrungen und heftigen Empfindungen reiche Jahre hinter mir. Ich hatte Italien als ein kleiner Provinzler mit beschränktem und illegalem politischem Leben, mit begrenzter Kenntnis von der Arbeiterbewegung und ihrem Kampf verlassen. Ich kehrte zurück, nachdem ich die Erfahrung von Frankreich und Spanien hinter mir hatte. Ich kannte die sozialistische Welt und ihre Probleme. Ich hatte Kontakt gehabt mit vielen Kommunisten. Ich fühlte mich sicher in der politischen Orientierung.

Das Italien, das ich vorfand, hatte sich sehr verändert. Faschismus und Krieg hatten ihre Spuren hinterlassen, und vor allem die Jugendlichen erschienen mir ganz anders als die meiner Generation. Der Faschismus hatte die schlechtesten Instinkte des Menschen gefördert: Egoismus, Verherrlichung der Gewalt, Zynismus, Oberflächlichkeit. Und selbst in dem gewaltigen Schmelztiegel der Resistenza, wo sich Begeisterung und Heldentum entzündeten, wo Solidarität und Güte erhaben und ungestüm aufbrachen, blieb die nicht verbrannte Schlacke einer traurigen Periode unserer Geschichte erhalten.

Domodossola kam mir wie eine Stadt im Belagerungszustand vor. Mit den Deutschen sah ich die Fratzen der neuen Faschisten, die sich »sozial« nannten, aber nicht besser waren als die von früher. Sie erinnerten mich an die ersten Sturmtrupps, die man auf alten Fotografien stets mit dem Totenkopf auf dem schwarzen Hemd und einem gut sichtbaren Dolch sieht.

Erst einmal befreite ich mich von meinem weiten dunklen Mantel und kaufte einen kurzen, leichten italienischen Übergangsmantel. Nun sah ich etwas respektabler aus und fuhr mit dem ersten Zug nach Mailand. Das Wiedersehen mit meiner Heimatstadt verstärkte noch den Eindruck der Fremdheit, den ich bereits bei den ersten Kontakten mit italienischen Jugendlichen hatte. Nicht nur, daß Mailand in Kriegszeiten ganz anders war, sondern mir schien auch, daß die Leute sogar in ihrer Art zu reden nicht mehr die gleichen waren wie früher. Ich ging zu der Adresse, die man mir gegeben hatte, zu der Familie Morini.

In Mailand begriff ich bald, wie sich der Antifaschismus und

die Partei in der neuen Situation nach dem Ende des faschistischen Regimes präsentierten. Wir Emigranten hatten die natürlichen Bande zur italienischen Gesellschaft abgeschnitten, nicht nur, weil wir ferngeblieben waren, sondern weil die Illegalität uns in Italien ein isoliertes Leben auferlegt hatte. Die verbliebenen Kommunisten hingegen bewegten sich ungeniert, hatten vielfältige Beziehungen zu den Menschen, genossen überall Freundschaft, Unterstützung und Sympathie. Jetzt waren die faschistischen Rädelsführer isoliert und registriert. Ein großer Teil der Bevölkerung bildete um uns eine Mauer. Deshalb waren unsere Bewegungen freier, sicherer. Die wenigen Genossen, die ich in diesen Tagen traf, erhöhten noch meine Begeisterung, die Siegesgewißheit und die Liebe zur Partei. Wir konnten wirklich stolz sein auf das, was wir in 20 Jahren zäher, harter und fast immer kluger Arbeit geschafft hatten. Die in den dunklen Jahren getroffenen Vorhersagen wurden Realität. Die Partei war eine große Kraft geworden, die größte und achtetste der fortschrittlichen Kräfte des Volkes. Wir konnten vertrauensvoll in die Zukunft blicken. Der Faschismus war besiegt. Der kämpferische Teil unseres Volkes war auf unserer Seite, und wir wußten, was in jenem Moment und nach der endgültigen Niederlage des Faschismus zu tun war.

Während der wenigen Tage, die ich in Mailand weilte, wohnte ich im Haus des Ehepaars Giovanni und Jole Morini in der Via Lulli. Giovanni war Arbeiter bei der Firma Magneti Marelli, und Jole war eine geborene Lambrocchi, das letzte Kind einer Familie von Kommunisten, die über 20 Jahre lang der Bezugspunkt und die sichere Basis für Dutzende Parteifunktionäre bei ihren Reisen nach Italien war. Die Wohnung in der Via Lulli war dafür ihr Hauptquartier.

In jenen Tagen hatte ich eine Unterredung mit Longo, der mir vorschlug, zu den Partisanen zu gehen, und mir die Aufgaben der Partisanenbewegung erläuterte. Ich stimmte zu. Ich hatte ebenso eine kurze Begegnung mit Secchia, den ich seit 1928, als er zur Konferenz nach Basel fuhr, zum erstenmal wiedersah. Wir hatten keine Möglichkeit, uns länger zu unterhalten, doch ich war froh, ihn wiedergesehen zu haben. Er war reifer geworden, aber immer noch leutselig wie einst. Wir trennten uns mit dem Versprechen, uns bald, vom Faschismus befreit, zu treffen.

Zunächst war für mich ein Einsatz in Ligurien vorgesehen. Aber kurzfristig änderte sich der Bestimmungsort. Anstatt nach Li-